

Gräfin Daron.

Roman von La Motte.

(4. Fortsetzung.)

„Ich habe ihn nie geliebt, deshalb hat er auch keinen Anspruch auf meine Treue, — mein Wort — ich gab es ihm aus Gehorsam, ohne zu wissen, was ich that. — Ich fühle mich nicht gebunden. Mein Gewissen spricht mich frei, und seit mein Herz die Liebe kennen lernte, seitdem ist mir Henri zuwider geworden mit seinem Drängen und Zwingen, seinem Eigensinn und seiner Herrschsucht. Wenn Sie aber nicht mein Verbündeter sein wollen um einer guten Sache willen, so werde ich allein handeln. Ein Weib wird dem armen Verwundeten im Feindesland zu seinem Rechte verhelfen.“

„Wären Ihre Vermuthungen begründet, Komtesse, so wäre ich der erste, der den Deutschen beistünde. Aber aus den Armen des Todes kann ich ihn nicht lösen.“

„Leihen Sie mir also Ihren Beistand, wenn ich ihm auf die Spur komme?“

„Mein Ehrenwort, natürlich, wie aber wollen Sie es beginnen?“

„Ich weiß es noch nicht, vor allem gehe ich nach Millicroix.“

„Was wollen Sie dort?“

„Henri lag, er sei dort — begraben. Ich will die Leiche ausgraben lassen.“

„Wein Gott, wach! einen schweren Verdacht werfen Sie dadurch öffentlich auf den Grafen.“

„Ich kann es nicht ändern.“

„Komtesse, befinnen Sie sich doch, wenn Sie auch Verdacht hegen, so handeln Sie wenigstens so, daß Sie die Ehre Ihres Verwundeten verächtlich machen. Stellen Sie Ihre Nachforschungen — oder halt! — Ihnen nicht, Frauen überlegen nicht und Geleite, Sie hoffen und lieben. — Nein, lassen Sie mich Ihren Handel.“

„Was? Sie wollten wirklich?“

„Ja, ich will Nachforschungen anstellen, um Sie zu beruhigen.“

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort.“

„Genügt Ihnen nicht mein Ausspruch?“

„Nein.“

„Also mein Ehrenwort.“

Professor Etouille ging sehr bekümmert von Geleite weg. Er sann nach, wie er es beginnen sollte, ihre krankhafte Erregung zu beruhigen, und dann — er konnte sich selbst keine Rechenschaft geben, aber er fühlte sich von ihrem Zweifel angeleitet. Thionville war sehr sorgfältig und leidenschaftlich in Geleite verliebt, er erinnerte sich seiner rathenden Eiferlichkeit.

Wenn sie recht hätte? — Wo hätte er ihn hingebacht? Er müßte die Hälfte der Dienerschaft in Anspruch genommen haben. Mit Geld läßt sich viel machen, viel Schmeicheleien erlauben. Ob er ihm in Millicroix verbergen hält? — Aber er würde dann doch nie den Ort genannt haben; er hat ja noch andere Befehle, die weiter entfernt und einsamer liegen.“

Als er am nächsten Tag kam, um Geleite wieder zu besuchen, ließ es die Gräfin ihn abgeheißt.

„Abgereist? wohin?“ fragte er höchst erstaunt.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Portier.

„So fragen Sie, ob die Gräfin keinen Brief an mich hinterließ.“

„Nein, die Gräfin ist ohne jede Begleitung auf den Bahnhof gefahren, der Zücker wurde mit dem Wagen wieder zurückgeschickt, er weiß nicht, wohin die Gräfin fuhr.“

Kopfschüttelnd ging der Doctor zum Hausarztmeister.

„Monsieur Granville, ich möchte einige Worte mit Ihnen im Vertrauen sprechen. Ich bin seit vielen Jahren der Arzt der Familie. Wissen Sie, wer meine Stelle während meiner Abwesenheit bei dem verwundeten deutschen Officier vertreten, ich meine, welcher Arzt für ihn geholt wurde?“

„Ich habe ihn nicht gekannt,“ antwortete Granville.

„War es ein junger oder ein alter Herr, ich ersuche Sie, ihn mir zu beschreiben.“

„Ich sah ihn nur einmal flüchtig, aber Jeanette, welche die Pflege bei dem Deutschen hatte, der Schwester Maria-Maria hatte, kann Ihnen genaue Auskunft darüber geben.“

„Warum blies sie ihn denn die Schwester Maria-Maria nicht mehr?“

„Weil der Herr Graf wünschte, sie solle zur Komtesse.“

„Ach ja, ich vergaß, aber man hätte doch eine andere Pflegerin haben können, Jeanette kam mir in diesem Falle immer ungeschickt vor.“

„Wir waren so erschrocken über die plötzliche Gefahr, in der die Komtesse schwebte, daß man an nichts anderes mehr dachte; deshalb hat auch der Herr Graf verlangt, daß der Deutsche aus dem Palais gebracht werden sollte.“

„Der Graf hat es verlangt, ich dachte der Deutsche selbst?“

„Kann auch sein. Ich weiß es in der That nicht, ich habe mich nicht darum gekümmert.“

„Wie lange war der Hauptmann Abensberg nach im Palais nach der Enttarnung der Gräfin?“

„Wie lange?“ Monsieur Granville dachte nach. — „Ach ja, jetzt entfinne ich mich, es waren ungefähr zwei Tage gewesen sein.“

„Wie wurde er fortgebracht?“

„C, mit möglichster Sorgfalt,“ erwiderte Granville lächelnd, „mit einer Sorgfalt, als wäre es ein französischer Edelmann, statt ein —“

„Sie misshandelten mich, Monsieur Granville, natürlich achtete man auf die Bequemlichkeit des Kranken, ein Arzt, ein Krankenwärter war zugegen.“

„Jawohl, und ein Diener,“ bestätigte Granville.

„Welcher Diener war es, Louis, Kämmerer oder Hilfspol?“

„Nein, keiner der unsrigen, es war, glaube ich, einer des Grafen.“

„Wohin, warum denn das?“

„Monsieur Granville hob gleichgültig seine Achseln in die Höhe. „Der Professor, es ist nicht meine Sache, den Herrn Grafen darüber zur Rechenschaft zu ziehen.“

Etouille ging, ohne ein Wort zu erwidern, zur Haushälterin. „Madame Reige, haben Sie die Güte, mir Jeanette zu rufen.“

„Jeanette?“ fragte erstaunt Madame Reige, „die ist nicht mehr da.“

„So, wo ist sie denn?“

„Ich glaube, sie ist zu ihrer Schwester.“

„Wo wohnt die Schwester?“

„In Passy in der Nähe der Passage de l'Éau.“

„Wissen Sie den Namen dieser Schwester?“

„Jawohl, Antoinette Cherson, sie kam öfters zu Jeanette.“

„Gut, können Sie mir Auskunft geben über den Arzt, der während meiner Abwesenheit Monsieur Abensberg behandelte? kannten Sie ihn? Kam er oft?“

„Ich kannte ihn nicht, der Herr Graf führte ihn zu dem Sterbenden, dieser war sehr schlecht daran. Jeanette behauptete —“

„Was?“

„Daß er, — daß er sich verärbte, als er hörte, die Gräfin sei so krank, und daraufhin sei er wie toll lange Zeit gezeig, und sie glaubte, daß er jede Sekunde aufhören werde zu atmen.“

„Würde da der fremde Arzt geholt?“

„Ja, ich selbst hat den Grafen, denn Jeanette war über den Anblick des Deutschen ganz entsetzt, und Sie können sich denken, daß ich selbst von Zeit zu Zeit bei Monsieur Abensberg nachsah, ich wunderte mich, daß er nicht schon längst seinen Geist aufgab. Der Herr Doctor sagte uns auch, daß es nicht mehr lange bei ihm wären würde.“

„Warum ließ ihn dann der Graf nicht im Palais sterben?“

„Herr Professor, ich glaube, wir haben großmüthig genug an dem Deutschen gehandelt. Wir sahen nicht den Feind in ihm, wir thaten, als wäre es ein französischer Prinz.“

Nachdem der Professor die Haushälterin verlassen, summte ihm das oben erwähnte in Kopf herum. Selbst, dem Sterbenden fortzuschaffen — und noch jettzamer, einen fremden Arzt, den Niemand kennt, rufen zu lassen. Warum kam Doctor Austin oder Nicotte nicht? Er gab seinem Kutscher den Befehl, nach Passy zu fahren. Dort fand er leicht das Häuschen, in dem die Person wohnte.

Er stieg die steile Treppe hinauf und fragte, ob Jeanette hier sei. Das Geheiß der Frau verärbte sich.

„Leider nein,“ antwortete sie, „das tolle Mädchen verthut ihr Geld mit ihrem Geliebten, statt ein hübsches, kleines Geschäft anzufangen.“

Etouille gab der Frau seine Karte und sagte: „Ich bitte Ihre Schwester, zu kommen, um zwölf Uhr bin ich zu Hause, es wird ihr Schaden nicht sein, ich habe nur ein paar Worte an sie zu richten.“

„Ah, der Herr Professor Etouille!“ rief die Frau, einen tiefen Knick machend, „und Sie bemühen sich selbst bis zu uns herauf; welche eine Ehre! Meine Schwester wird pünktlich um 12 Uhr kommen.“

Jeanette kam. Etouille war über das Mädchen höchst überrascht, denn hier war in Summe und Seite nach der neuesten Mode gekleidet und eröthete, als sein Blick sie musterte.

„Wie kommt es,“ fragte er, „daß Sie das Palais Doron verlassen haben?“

„Ich habe das Dienen nicht mehr nötig.“

„Wieso? haben Sie in der Lotterie gewonnen oder eine Erbschaft gemacht?“

„Nein, Herr Professor, aber ich habe die viel Angst mit dem Deutschen ausgehalten, und dann, wissen Sie, ich bekam einen tiefen Blick in die Verhältnisse, und deshalb hat der Herr Graf mich fürstlich belohnt.“

„Eben darum, meine gute Jeanette, hat ich Sie, zu mir zu kommen. Erstens möchte ich wissen, wie sich der Deutsche befand, und dann — nun wissen Sie, mir, einem alten Freund der Familie Daron, dürfen Sie getrost alles sagen, was Sie gesehen und gehört haben. Oder hat Ihnen der Graf verboten, darüber zu sprechen?“

„Bewahre, er weiß ja selbst nicht, und ich habe mich gebüht, es ihm zu sagen, obwohl er sich seine Gedanken darüber gemacht haben mag, sonst hätte er mich nicht so fürstlich belohnt. Aber was wollen Sie wissen, Herr Professor?“

„Wie ich Ihnen schon sagte, erstens, wie der Deutsche sich befand, als er fortgebracht wurde; dann, ob er gern ging, was der Doctor darüber sagte und wo weiter. Erzählen Sie mir die ganze Geschichte vom Anfang bis zum Ende.“

Jeanette lachte verschämt. „Madame Reige behauptete immer, ich sei dumm,“ fing sie an, „aber so viel sah die dumme Jeanette doch, daß als sie zum Deutschen kam, nicht als sie so ganz in der Ordnung war. Natürlich will alle ergrübeln nicht wenig, als unsere Komtesse so krank wurde. Schwester Maria-Maria mußte zur Komtesse, und Doctor Nicotte kam alle Tage. Ich mußte den Deutschen pflegen und wachte nicht, wie ich es anfangen sollte, hab' all mein Leben nicht dergleichen gethan.“

„Allo gut, ich ging zu ihm und sagte: „Mein Herr, was wünschen Sie?“ Er sah mich an. — Ach, Herr Professor, und da passierte es mir wie jettz unterm Grafen, glaube ich — ein Stich ging

mir durch's Herz — hab nie so schmerzliche Augen gesehen. — Und obwohl ich eine gute Patriotin bin und die Deutschen haße, ja gründlich haße — ich hätte ihm nichts Böses thun können, dem armen sterbenden Menschen. Ich sagte ihm, daß die Gräfin so schwer erkrankt wäre, und da wurde er freudeweil wie ein Todter. Er fiel zurück, schloß die Augen und schloß. Na, ich habe es wohl verstanden.“

Es war nur natürlich, denn er war in unsere Gräfin, trotz seiner Wunden, rasend verliebt. Sie war ja auch immer nur bei ihm. Ich fürchtete mich und lief zu Madame Reige, um ihr zu sagen, daß der Deutsche eben sterbe, die Berichtete es dem Grafen, und der stieg in seinen Wagen und fuhr fort. — Ich mußte wieder zu dem Sterbenden, zum Glücke merkte ich, daß er noch atmete. Nach einer Stunde öffnete sich die Thüre, und der Doctor kam.“

„Welcher Doctor, Nicotte oder Austin?“

„Nein, keiner von beiden, sondern ein anderer.“

„Kannten Sie ihn?“

„Nein, ich habe ihn nie gesehen.“

„Und was weiter?“

„Erst sprach er mit dem Deutschen, und dann sagte er mir, was ich zu thun hätte, und das that ich auch noch besten Kräften. Am nächsten Morgen kam der Doctor wieder und fragte den Deutschen, ob er heim wolle. Der aber sagte, er wüßte zu bleiben, darauf erwiderte der Doctor, daß dies jetzt unmöglich wäre, denn die Herrin des Hauses sei schwer krank, sie ränge mit dem Tode, und daß er fort müsse.“

Der Doctor wollte ihn begleiten, der Herr Graf wollte Sorge tragen, daß er nicht untergebracht werde. Der Kranke erwiderte, daß es ganz unnütz sei, wenn man ihn frage, denn er wäre so elend, daß er sich nicht gegen fremden Willen wehren könne.“

Als der Doctor fort war, fragte mich der Deutsche, wie es der Gräfin gehe, und dann bat er mich, sie zu grüßen und ihr in seinem Namen für alles zu danken, was sie ihm gethan. Ach, mir that er so leid! er war sehr traurig, und ich wollte ihn trösten und sagte, daß er vielleicht doch nicht sterben werde. Er aber seufzte: der Tod ist besser als das Leben.“

Nach einigen Stunden kam der Arzt und ein fremder Mann und der Diener. Sie trugen ihn hinunter in einen Wagen. Der Deutsche war so schwach, so elend, daß ich glaube, er hat keine Viertelstunde mehr gelebt. Ich finde, der Graf hätte ihn in seinem Zelle sterben lassen können, ja, Herr Professor, zu Ihnen gesagt, das Fortschaffen war sehr grauam, ich möchte es nicht auf meinem Gewissen haben.“

Was aber geht es mich an. Ich war noch im Zimmer und weinte über den Deutschen, als der Graf herein kam und mir zurief: Sie sind entlassen, Sie haben sich brav und ordentlich benommen. Mit diesen Worten legte er mir fünf frankes Francs in die Hand. Ich glaubte zu träumen, war aber so beneidlich nichts zu sagen, zu Niemand, denn so viel verstand ich doch, daß der Graf mir nicht umsonst das Geld gegeben hat. Ich habe auch der Gräfin die Größe des Deutschen nicht überbracht, sondern ging zu meiner Schwester.“

„Wenn ich Ihnen das Bild des Arztes zeigen, kennen Sie ihn dann?“

„Sicher,“ erwiderte sie.

„So seien Sie so gut und kommen Sie in zwei Tagen um dieselbe Stunde wieder zu mir.“

Als Jeanette an dem bestimmten Tage kam, legte ich Etouille eine große Zahl Photographien der Arzte von Paris vor; aber derjenige, welcher Abensberg begleitet hatte, war nicht darunter.

Jetzt will ich doch mit dem Grafen selbst über die Sache sprechen, entchied Etouille und fuhr nach dem Palais Thionville.

„Sie kommen wie gewöhnlich,“ rief ihm Henri entgegen. Sie waren ja stets der Vertraute meiner Cousine, können Sie mir sagen, wo sie sich verborgen hält?“

„Nein, aber ich verbinde die Reise der Gräfin mit dem räthselhaften Tode des Hauptmanns Abensberg.“

„Räthselhaft!“ rief der Graf, „wie so meinen Sie das?“

„Herr Graf, Sie wissen zur Genüge, welche einen Aufseher Ihre Cousine an dem Verwundeten nahm.“

„Erinnern Sie mich lieber nicht daran,“ unterbrach ihn Henri fustler mit großer Stimme.

„Leider bin ich dazu gezwungen, ich kann Ihre Gefühle nicht schonen. Die Gräfin hegt Zweifel. Herr Graf, Sie hätten besser gethan, den Hauptmann im Palais Doron sterben zu lassen. Ich habe es bisher vermieiden, mit Ihnen darüber zu sprechen, aber als Freund des Hauses bin ich nun wohl gezwungen dazu. Haben Sie doch die Güte, mir alles mitzutheilen, was und wie es sich während meiner Abwesenheit zutrug.“

„Sie machen ein so wichtiges Geschäft,“ höhnte Henri, „daß man meinen könnte, Sie wären gekommen, ein ernstes Verhör anzustellen.“

„Ich spreche in der Eigenschaft als Freund,“ warf Etouille ein. „Bitte, vergessen Sie das nicht.“

„Gut, das will ich Ihnen ja auch glauben, sonst sähe ich überhaupt keine Veranlassung, Ihnen in dieser Angelegenheit zu antworten.“

„Wie Sie wünschen,“ sprach Etouille, verbeugte sich und wollte das Gemach verlassen.

„Seien Sie nicht gleich so böse, alter Freund, bleiben Sie, aber sagen Sie doch, wer in aller Welt Sie veranlaßt, mir solche Fragen zu stellen.“

„Ihre Cousine.“

„Meine Braut?“

„Die Gräfin ist beunruhigt über das Schicksal des Deutschen.“

„Aber mein Gott! Das geht doch zu weit. Es übersteigt meine Geduld. Als weile trant wurde, wollte ich den

Menschen entfernen. Ich dachte, ihn in das Hotel Dieu schaffen zu lassen, er widerstand, dann schlug ich ihm vor, ob er nicht auf's Land wüßte, und da er damit einverstanden war, wollte ich ihn dahin bringen lassen.“

„Welcher Arzt hat ihn denn begleitet?“

„Henri schweig einen Moment, dann sprach er: „Ein englischer, er war eben in Paris, ich kenne ihn schon lange. Den hat ich, den Hauptmann zu begleiten.“

„Wie heißt er?“

„Aber, Herr Professor, wie Sie fragen, er heißt Carlisle.“

„So, und wo lebt er?“

„Weiß ich nicht, so viel ich weiß.“

„Ah, das ist seltsam, also eigentlich kein praktischer Arzt?“

„O ja doch, Carlisle besitzt Vermögen und ist Arzt, eigentlich mehr zum Vergnügen. Er will eine Beschäftigung, und da er Talent zu diesem Fache besitzt, so hat er es ergriffen. So viel ich weiß, ist er mehr als die Hälfte des Jahres auf Reisen.“

„Ein sonderbarer Arzt, dieser Carlisle; doch kommen wir zur Sache. Wo war noch in seiner Begleitung?“

„Ein Krankenwärter und zwei Diener.“

„Wie heißen die beiden? Wo sind sie?“

„O Du Allmächtiger!“ rief geringschuldig lachend der Graf, „ich bin kein geheimer Beamter der Polizei.“

„Das nicht, Herr Graf, aber da Sie den Sterbenden hofschaften, müssen Sie doch auch wissen, mit wem Sie es thaten.“

„Ich habe es Ihnen ja soeben gesagt.“

„Ja, aber die Namen und den Wohnort möchte ich wissen.“

„Das ist auch kein Geheimniß, mein Vetter. Der Krankenwärter kannte ich nicht, Herr Carlisle sagte, daß er ihn empfehlen könne. Ich hatte keine Veranlassung, ihm in dieser Hinsicht nicht zu vertrauen. Wenn Sie mir heute sagen, dieser oder jener ist ein guter Krankenwärter, so werde ich Ihnen auf's Wort glauben. Und der Diener, das war mein eigener, es war Jean.“

„Wo sind jetzt diese Männer?“

„Weiß ich es? Der Krankenwärter, glaube ich, ging mit Carlisle wieder nach England, ich habe aber, ich gestehe es, nicht weiter darüber nachgedacht. Und Jean, den entließ ich; wo er sich jetzt aufhält, weiß ich nicht. Sind Sie jetzt endlich zurück?“

„Nein, wo starr Abensberg?“

„Auf der Reise. Ich habe wirklich nicht nach dem Orte gefragt, wo er seine schöne Seele aushauchte, vielleicht mußte es selbst seine Begleiter nicht; er kam dort in Millicroix an, da wurde er auch beerdigt.“

„Wissen Sie, daß die Gräfin im Sinne hat, die Leiche ausgraben zu lassen?“

„Henri stampfte zornig mit dem Fuße. „Das ist schändlich, mich bezüglich zu beleidigen. Das ist eine Injurie, erst wenn sie mich anlag, ehe sie die Leiche ausgraben lassen kann.“

„Graf Thionville, ich selbst hat die Gräfin, vorzüglich zu sein, ich bitte Sie, betrachten wir Männer doch die Sache mit klaren Augen. Geleite nimmt ein Interesse an dem Deutschen, das dem Herzen entspringt, sie wird nicht eher ruhen, bis sie weiß, wo er ist. Wenn Sie ihr also Aufschluß geben können, so thun Sie es doch. Bedenken Sie, ein solcher Nebenbuhler ist Ihnen auf die Dauer nicht gefährlicher, er ist dem Tode verfallen.“

„Herr Professor, Ihre Jahre schämen Sie, sonst müßten Sie mir Bedenklichkeit geben für Ihren Zweifel. Sie beschuldigen mich, weil meine Braut eine frankhafte Idee nährt. Ich erkläre Ihnen, daß ich über die Sache keine Silbe mehr spreche. Mag Geleite oder Sie, Herr Professor, hingehen und mich als Mörder anklagen, dem Gerichte werde ich antworten, Ihnen oder Geleite nicht. Ich habe genug.“

Die Herren verbeugten sich mit fühliger Artigkeit gegen einander.

Nach einigen Tagen fuhr Etouille wieder vor das Palais Daron, um zu fragen, ob die Gräfin zurück sei.

„Die Gräfin ist soeben angekommen,“ hieß es, „und hat bereits zu Ihnen, Herr Professor, geschickt. Sie wird erst heute sein, Sie zu sehen.“

„Gott sei Dank, daß Sie da sind,“ rief ihm Geleite entgegen. „Mein Herz ist so voll, ich muß es Ihnen aussprechen.“

„Wo waren Sie denn, Komtesse?“

„Ich komme von Millicroix.“

„Und was erfuhrn Sie dort?“

„Allenfalls nichts. Ich stellte an einem Christlichen Nachforschungen an, aber niemand konnte mir Auskunft geben. Auf dem kleinen Friedhofe von Millicroix ist allerdings ein schwarzes hölzernes Kreuz, und der Kutscher erzählte mir, daß da ein deutscher Officier begraben liege. Man habe im Schloß Zimmer für ihn in Bereitschaft gehabt, er sei aber unterwegs gestorben und da begraben worden. Der Graf habe den Befehl gegeben, das Kreuz zu setzen, bis er ein Monument schicken würde.“

„Jetzt können Sie sich doch endlich zufrieden geben, Komtesse.“

„Ich? O nein, ich bin unruhiger denn je. Sie werden mir nicht glauben, aber ich sehe, das da — sie deutete auf ihre Brust — „das läßt nicht. Als ich vor dem Grabe stand und so beten verlor, da kam mir ein fieseres Gefühl, daß er nicht da unten liege.“

„Armes Kind, was wollen Sie denn noch beginnen?“

„Ich weiß es selbst nicht, aber etwas muß geschehen.“

Etouille erzählte ihr nun, was er während ihrer Abwesenheit gethan und schloß mit dem Besuche bei Thionville. „Und was halten Sie jetzt davon?“ fragte ihn Geleite.

„Leider muß ich bekennen, daß auch ich in Unwissenheit bin. Die Geschichte klopft nicht, der Graf sucht uns zu täuschen, ich gerathe mir vergeblich den Kopf, warum er ihn entfernt hat und nun zu einer Rüge greift, und den Verwundeten zu verbergen, wenn dieser wirklich noch leben sollte.“

„Aus Besitzt, aus Rachsucht,“ fiel ihm Geleite in's Wort.

„Versuchen Sie es einmal mit Bitten bei ihm oder mit Versprechungen, vielleicht daß er Ihnen dann die gewünschte Auskunft gibt.“

„Nein,“ sprach sie traurig, „er würde es nur dann thun, wenn ich ihm verspreche, sein Weib zu werden, und das kann ich nicht mehr, sei — ich ihn verachte.“

„Seit Sie einen Anderen lieben, Geleite. Aber trotz unserer Zweifel muß ich Ihnen nochmals ernstlich raten, Vorsicht zu gebrauchen. Ein Verdict ist leicht erregt, ein schlimmes Gerücht schnell verbreitet. Am Ende thun wir Ihrem Vetter doch Unrecht. In keinem Falle dürfen wir fremde Personen zu Hilfe nehmen. Auch ich will alles aufbieten, um dem Krankenwärter oder dem Diener auf die Spur zu kommen. Können wir nur einer dieser Personen habhaft werden, so haben wir alle Hoffnung, die Geschichte von dem Verwundeten Ihres Schilling's zu erfahren. Wenn die Sache nicht lauter ist, hat Ihr Vetter jedenfalls schwer bejagt, die Zungen seiner Helfershelfer zu binden. Sie müssen dann dieselbe Jüngling mit einer noch höheren Summe lösen.“

Etouille erfüllte getreulich sein Versprechen. Er war unermüdet in seinen geheimen Nachforschungen, dem englischen Arzt auf die Spur zu kommen, gelang alles nach vergeblich. Endlich gelang es ihm, eine Menge Photographien englischer Arzte aufzutreiben. Mit diesen begab er sich wieder zu Jeanette und legte sie ihr vor. Zwei Dutzend hatte sie schon flüchtig angesehen und liets den Kopf dabei geschüttelt.

„Der“ rief sie, „der. Wie lassen Sie mich das Bild genau betrachten. Ja, ja das ist er, aber ganz sicher kann ich es doch nicht sagen. Die Nase ist beinahe zu lang und dann, da bei den Augen, glaube ich, ich er etwas anders aus. Aber der Bart ist ganz genau so.“

„Sie können also nicht darauf schwören?“ fragte Etouille.

„Schwören? o nein, das würde ich nie.“

„Und haben Sie Nichts mehr von Jean gehört?“

„Gehört nicht, aber ich habe ihn gesehen.“

„Wo?“

„Er ging den Boulevard Malesherbes entlang, ich kannte ihn trotz seiner bleichen Brille. Auch hat er sich einen Bart über die Lippen wachsen lassen, er muß kein Diener mehr sein.“

„Wenn Sie ihn abermals sehen, so fragen Sie ihn doch, wo er wohnt, ich werde Ihnen fünfzig Francs geben, sobald Sie mir seine Wohnung ermitteln können.“

„Ah, mein Herr, das ist gar nicht notwendig, ich werde ihn ohnehin in meinem Interesse nicht loslassen. Er hat mir früher den Hof gemacht und verprochen, mich zu betrachten, nun hat er Geld, aber mich scheint der Herr Jean vergessen zu haben; doch ich werde mich ihm in Erinnerung bringen.“

Auf der Polizei kann man ihn nicht erfragen, denn ich fürchte schon nach ihm. Er wird sich irgendwo bei einem Freunde verbergen haben, oder er hat einen anderen Namen angenommen, er ist ja ein Schweizer. Sein Bruder lebt in Zürich, so hat er mir nämlich erzählt.“

„So? Wissen Sie seinen Schreibnamen?“

„Natürlich, er heißt Burgeli.“

Mit diesem Berichte ging der Professor wieder zur Gräfin.

„Ich habe jettz nach Zürich,“ entschloß sie, „habe ich erst seinen Bruder, werde ich auch Jean finden können.“

„Liebe Geleite, glauben Sie also wirklich, daß Ihr Vetter ein Verbrecher beging?“

„Gerade kein Verbrecher, aber ein Unrecht, ein schweres Unrecht, ich fürchte, er hält den Unglücklichen so lange in fieserem Verlock, bis —“

„Was er liest,“ fiel Etouille ein.

„Sie nichte. Ich aber möchte ihn noch einmal sehen. Ich sehe alles daran, alles, ihn zu finden.“

„Obgleich auch ich meinen Zweifel habe, kann ich Thionville doch nicht für so boshaft halten.“

„Sie kennen ihn eben nicht so gut, wie ich.“

Ungefähr acht Tage später schritt der Professor über den Boulevard des Italiens, da sah er einen Mann, der ihn an Jean erinnerte. Wären seine Gedanken nicht eben ausschließliche mit Jean beschäftigt gewesen, er hätte ihn in dem eleganten Wandel nicht wieder erkannt. Jeanette hatte Recht, er besaß einen hohen, kleinen Schnurbart, trug blaue Augenklappen und war nach der neuesten Mode gekleidet. Allein so rath Etouille sich auch gemeldet, der vermeintliche Jean war ihm im Gewichte der Menschen und Wagen doch entfallen.

Am selben Abend kam noch Jeanette zu ihm und berichtete ihm, daß sie Jean abermals gesehen und verfolgt habe, und daß er in das Palais Thionville gegangen sei. Obwohl ihr über zwei Stunden vor dem Palais gewartet, habe sie ihn doch nicht wieder herausgesehen, weshalb sie glaube, daß er noch im Dienste des Grafen sei.

Wieder begab sich Etouille zu Geleite. „Liebe Komtesse“, sprach er, „ich komme, um meinen Rath zu wiederholen. Versuchen Sie es doch mit Vst, schmeicheln Sie dem Vetter das Geheimniß ab, wenn wirklich eines abwalet, machen Sie ihm Versprechungen.“

„Niemand“, rief sie, „so wie hat Henri kenne, würde es auch nichts mehr thun, überdes habe ich mich ernstlich

mit ihm entweilt und gänzlich von ihm getrennt. Ich habe ihm mein Haus verboten, so lange, bis ich ihn des Verdachtes entbinde kann. Alle Befehle Henri's werde ich befehlen, um überall so viel als möglich Nachforschungen anzustellen. Es ist schrecklich, wie mich die Unruhe martert! Schon um der Qualen willen, die er mich leiden läßt, haße ich ihn.“

Monate waren verschwunden, Geleite kam nach längerer Abwesenheit wieder tröst- und muthlos nach Paris zurück.

„Ich konnte ihn nicht finden,“ rief sie Geleite entgegen, der sich nach ihr erkundigte.

„Also noch immer nicht geheilt von Ihrem Wahne, mein armes Kind.“

„Haben Sie Ihre Ansicht geändert, Herr Professor?“

Es war allerdings seltsam von ihrem Vetter, die Sache so geheimnißvoll zu behandeln, das aber sagte ich Ihnen, daß Abensberg, selbst wenn er damals noch am Leben gewesen sein sollte, schon längst seinen Leiden erlegen ist und in Frieden ruht. Ich beschwöre Sie, suchen Sie ihn endlich zu verzeihen. Lassen Sie sich nicht von einem Irthum auf Grunde richten. Armes Kind, wie ichen Sie aus, so blaß, kaum noch ein Schatten von dem, was Sie waren.“

„Haben Sie Jeanette nicht mehr gesehen?“

„Jawohl, ich habe sie sogar in Dienst genommen. Das leichtsinnige Mädchen hat das Geld, welches sie von dem Grafen erhielt, vollständig verjudelt. Eine Zeit lang ging es ihr recht schlecht, sie kam elend zu mir und bat mich um Hilfe. Ich nahm sie eigentlich in Ihrem Interesse zu mir, ja ich gab ihr sogar den Auftrag, zu Thionville, ob Jean noch bei dem Grafen sei. Er ist nicht mehr dort, denn sie kam mit dem Grafen Dienerschaft zusammen, und diese wußte nichts von ihm.“

„Mein Vetter ist schon lange nicht mehr in Paris.“

„Haben Sie Nachrichten von ihm?“

„Nein.“

„Und was haben Sie jettz vor, Geleite?“

„Ich will nach Zürich, um bei dem Bruder Jean's Erkundigungen einzuziehen, wo dieser sich aufhält.“

Die Reise Geleite's konnte nicht stattfinden, weil sie wurde abermals krank. Wochenlang lag sie schwer leidend darnieder.

„Werde ich sterben?“ fragte sie den Professor.

„Ich hoffe, daß Sie uns erhalten bleiben.“

„Und ich wäre doch so bereit zu sterben, ach! wenn ich nur wüßte, wo Abensberg ist!“

„Neuerliche Komtesse, selbst ich könnte die Geduld verlieren. Zimmer und immer wieder der Deutsche, haben Sie denn wirklich für nichts mehr Interesse als für ihn? Wahrscheinlich, ich kann es Ihrem Vetter nicht verzeihen, wenn er böse wurde und im Zorn von Ihnen schied.“

„Ah! erinnern Sie mich nicht an den Abschied von Henri. Wenn Sie ihn gesehen hätten! Erst verlor ich es mit Bitten, er kniete vor mir nieder und weinte und flehte wie ein Kind um meine Einwilligung zur Ehe. Ich sagte ihm, daß ich außer Stande sei, mich ohne Liebe zu vermählen. In seinem maßlosen Eigendünkel aber glaubte er mich zur Liebe zwingen zu können. Vielleicht verlangt er auch mein Herz garnicht, wenn er nur im Besitz meiner Person ist. Und dann, als ich standhaft blieb, da brannte er auf, staupte mit dem Fuße und schufte über Abensberg, daß ich mir die Ohren zuhalten mußte. Es war eine abscheuliche Scene.“

Sie haben Henri auf das Neueste gereizt, bedenken Sie doch, daß Sie seit Ihrer Kindheit seine Verlobte waren, daß er Sie wirklich liebte, und Ihnen treu blieb. Da kommt der Deutsche und Sie werfen alle Versprechungen, alle Treue über Bord. Sie widmen sich nur mehr dem Hauptmann, und das soll der Brautgum so ruhig mit ansehen? Zum guten Schluß lösen Sie noch Ihr Verlobniß. Liebe Komtesse, wenn Sie sich doch nur in die Lage Henri's hineinsetzen wollten.“

„Wenn mein Geliebter mit seinen würde, daß seine Neigung nicht mehr mir allein gehört, um seine Welt würde ich mich ihm aufdrängen wollen.“

„Ach Kind, wir glauben immer das eringen zu können, was wir wünschen. Ihr Frauen besonders habt darin eine merkwürdige Ausdauer und Zähigkeit. Aber Sie setzen nur auf, und daß muß vermieden werden. Ihre Artigkeit entpringt der beständigen Sorge, in der Sie in der letzten Zeit waren. Raum geseien, wurden Sie hineingeworfen. Arme Geleite, ist denn dieser Deutsche es werth, daß Sie Ihre Jugendzeit so zu Grunde richten?“

„Glauben Sie an die Vorlesung, an eine Bestimmung, Herr Professor?“

„Ach, kommen Sie mir nicht mit solchen Dingen, das ist ein Thema, das trübselig und gesunde Menschen aufregt und doch immer ein ungelöstes Räthsel bleibt!“

„Doctor, hatten Sie nie Ahnungen?“

„Still, jettz ist es genug, wenn Sie mir, dem Arzte und Freunde, nicht gehorchen wollen, so gebe ich.“

„Sie gab ihm lächelnd die Hand.“

„Ich schwelge — aber ich habe Abnung, und glaube an eine Vorlesung.“

„Allo gut, das ist eben die Religion des Weibes, ihr selbst jedenfalls besser daran als ihr Ungläubigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Einfluss des Geschlechts in der Erziehung.

Der Irrenarzt Sir James Grichton Browne hat kürzlich in der Medical Society of London einen Vortrag „Ueber den Einfluss des Geschlechts in der Erziehung“ gehalten, welcher alle Gründe der wissenschaftlichen Medicin gegen eine geistige Leberanstrengung der weiblichen Jugend zusammenfaßt und die ersten Bedenken, welche z. B. die deutschen Aerzte gegen gewisse in Aussicht genommene Minderungen in der Erziehung unserer weiblichen Jugend hegen, rechtfertigt. Die „Deutsche medicinische Wochenschrift“ schreibt über diesen Vortrag u. A. Folgendes:

„Grichton Browne hat Front gegen die Leberanstrengung, die Unterschiede in der geistigen Befähigung der beiden Geschlechter zu ignoriren, Mädchen in ganz derselben Weise, wie Knaben zu erziehen, und Männer und Frauen in allen Beschäftigungsweisen mit einander concurren zu lassen. Browne folgt der Classification des englischen Physiologen Michael Foster und erklärt die Männer für katabolisch, die Frauen für anabolisch. Der Mann hat mehr Willenskraft, Unternehmungsgelust, Leidenschaft und Energie (Katabolismus), während die Frau rezeptiver, ruhiger, liebevoller und befähigter ist (Anabolismus). Diesen intellektuellen Verschiedenheiten entsprechen Verschiedenheiten im Bau des Gehirns, und in dieser Beziehung ist Browne, der sehr zahlreiche Wägungen, Messungen und anderweitige Untersuchungen des Gehirns angestellt hat, eine bedeutende Autorität.“

Diese Verschiedenheiten im Bau und der Function des Gehirns, welche die Geschlechter in jeder Lebensperiode von einander trennen, haben eine besondere pathologische Bedeutung während der Entwicklungszeit, wo die Erziehung mit der größten Energie betrieben wird. Die Erziehung kann einen sicheren Weg nur im Lichte der Physiologie des Gehirns einschlagen; leider wird dies aber von denjenigen, welche mit den Erziehungsbefehligen betraut sind, nur zu oft unbeachtet gelassen, oder geradezu für falsch angesehen. Die sogenannten Hochschulen für das weibliche Geschlecht in England wollen den Mädchen ungefähre dieselbe Erziehung geben, wie sie bisher nur den Knaben ertheilt wurde, und Browne behauptet, daß dies ein Uebelstand ist und sich durch eine Veranschlagung der weiblichen Gesundheit räche. In einer solchen Schule fand er z. B., daß von 187 sonst sehr gut kultivirten Mädchen 137 an Kopfschmerzen, 37 waren kurzfristig und 4 litten an Weisstand. Diese Mädchen mußten noch, nachdem die Schulfestungen vorüber sind, am späten Nachmittage oder Abend, wenn ihr Gehirn bereits erschöpft ist, zwei bis drei Stunden zu Hause arbeiten, und das Resultat ist, daß eine beträchtliche Anzahl während des Quartals krank wird und nicht weiter kam. Solche Mädchen, die in den Hochschulen überanstrengt worden sind, klagen, daß sie nicht mehr aufmerksam sein können, viel länger bei derselben Arbeit sitzen müssen als früher, daß sie das, was sie lesen, nicht verstehen, daß sie vergeffen, was sie gelernt haben; daß sie am Tage gar nicht wachen, wo sie sind und halb bewußtlos werden; man sieht bei der Untersuchung, daß sie schlaf, unentschlaffen und reizbar sind.“

Browne hat dann die einzelnen Krankheitserscheinungen besprochen, die durch die seiner Ansicht nach verkehrte Erziehung der Mädchen bedingt werden, und dabei u. A. betont, daß die Schwindel, die weit mehr Mädchen, als Knaben und Jünglinge im Alter von 10 bis 20 Jahren dahinstirbt, besonders durch geistige Leberanstrengung der Mädchen in der Entwicklungszeit am Boden gewinnt.“

Gerechtfertigt.



„Sie wollen ausziehen?“

„Ja, denn Ihr Haus ist ja so baufällig, daß ich nicht mal meinen Gläubigern die Thüre gehörig vor der Nase zuschlagen kann, ohne befürchten zu müssen, daß es zusammenfällt.“

— Frecher Lügner. Junge Dame: „Dente Dir, Gie, dieser elende Mensch, dieser Schmeichelei! Erst hat er mir einen Antrag gemacht, dann hat er sich fünfzig Mark von Papa gegeben, und nun ist er verschwunden!“ — Freundin: „Pfui!“ und dabei ist er noch Charakterbehalter, wie unzuverlässig müssen erst die andern sein.“

— Der Richtige. A.: „Kennen Sie jenen Herrn?“ B.: „Jawohl.“ — Er ist ein großer Redner, der das ganze Land bereist und Vorträge zur Befähigung der Frauenarbeit hält.“ A.: „Wohlt recht bedenklich.“ — B.: „Seine Frau treibt einen schrecklichen Blumenhandel, davon lebt er!“